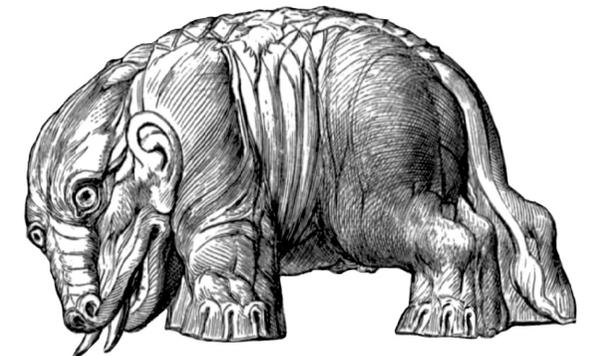


Editorial

Sabine Blum, Stefan Kaufmann, Ricky Wichum

Wenn François Ewald davon sprach, dass wir im Zeichen einer Rückkehr der Katastrophen leben, wird man ihm 20 Jahre und einige Katastrophen später kaum widersprechen wollen. Begriffe wie Komplexität, Ungewissheit oder Beschleunigung definieren die Lage, gewiss scheint nur, dass die Gesellschaft verwundbar und ihre Abwehrstrategien stets nur begrenzt wirksam sind. Zukunftskalkulationen und klassische Präventionsanstrengungen geraten an unhintergehbare Grenzen. Hinter ihren datenbasierten Berechnungen und Projektionen – das scheinen Ereignisse wie ‚9/11‘ oder die ‚Mehrfachkatastrophe‘ von Fukushima zu lehren – scheint immer schon die nicht antizipierte Überraschung, die mögliche Katastrophe auf. An diesen Grenzen des Wissens, der Planung, Prognose und Steuerung kommt das Konzept der Resilienz ins Spiel. Resilienz verspricht Antworten auf die diagnostizierte Verwundbarkeit moderner, hochgradig vernetzter Gesellschaften und die drängende Frage nach alternativen Strategien im Umgang mit ungewissen, potentiell katastrophischen Zukünften. Im Allgemeinen bezeichnet Resilienz (lateinisch *resilire* ‚zurückspringen‘, ‚abprallen‘) die Widerstandsfähigkeit eines Systems gegenüber internen Störungen wie auch widrigen Umwelteinflüssen. Resilienz, so ließe sich pointieren, ist die Fähigkeit, die negativen Folgen dessen, was sich nicht qua Ursachenprävention verhindern lässt, zu bewältigen oder zu minimieren.

Ausgehend von der Ökologiedebatte wurde das Konzept auf sozial-ökologische Systeme ausgedehnt, um schließlich in mehr oder weniger metaphorischer Weise für Flexibilität, Anpassungs-



fähigkeit oder Regenerationsfähigkeit von technischen, ökologischen oder sozialen Systemen überhaupt zu stehen. Bereits im Rahmen der von der UN ausgerufenen Internationalen Dekade zur Reduzierung von Naturkatastrophen in den 1990er Jahren wurde Resilienz als programmatische Leitlinie empfohlen, um die Sicherheit von Individuen, Gemeinden, Infrastrukturen, Schulen, Hospitälern und ganzen Gesellschaften zu erhöhen. Seit der Jahrtausendwende wird Resilienz als Paradigma nicht mehr nur im Bereich des Katastrophenschutzes, sondern für weitere Ebenen nationaler Sicherheit propagiert und hat sich zunehmend als strategisches Leitbild gegenwärtiger Sicherheitsproduktion etabliert. Doch so anschluss- und konsensfähig programmatische Forderungen nach Resilienz auf den ersten Blick auch sein mögen, so diffus, unscharf und politisch umkämpft erweist sich das Konzept, sobald es um Fragen nach dem Wie der praktischen Umsetzung geht.

Die hier im Heft zum Themenschwerpunkt „Resilienz“ versammelten Beiträge setzen produktiv an dieser Unschärfe des Konzepts sowie seinem politischen Einsatz an. Zugleich verdeutlichen sie die Bandbreite und das Potential unterschiedlicher analytischer Zugänge, die der Diskussion um Resilienz, etwa durch eine sozialtheoretisch fundierte Schärfung des Konzepts, neue Perspektiven eröffnen könnten. So zeichnet der Beitrag von **Isabell Schrickel** in einem medientheoretisch orientierten historiographischen Zugriff die epistemologischen, medientechnischen und institutionellen Voraussetzungen des Resilienzdenkens am *International Institute for Applied Systems Analysis* (IIASA) in Wien nach, einem interdisziplinären Think Tank, an dem der Ökologe Crawford S. Holling in den 1970er Jahren neue computerbasierte Modellierungstechnologien zur Analyse komplexer Ökosysteme entwickelt hat. Schon in dieser frühen Phase, so zeigt die Autorin, war der Resilienzdiskurs durch konkurrierende Lesarten zwischen ‚*ecological*‘ und ‚*engineering resilience*‘ geprägt. **Leon Hempel und Daniel F. Lorenz** konstatieren in ihrem Beitrag eine problematische, auf steuernde Interventionen setzende Verengung gegenwärtiger Resilienzdiskurse und -programmatiken und plädieren für eine theoretisch fundierte Rückbesinnung auf das Phänomen Resilienz selbst. Als Element einer Soziologie des Ausdrucks arbeiten sie Resilienz als ein politisches Konzept aus, das die intendierten Steuerungsansprüche hinter sich lässt, sich in eine „Ökologisierung des Denkens“ einreihet, das Materialität und Diskurs selbstverständlich zusammendenkt, und als prädiskursives Phänomen offen ist für Alterität. Auch **Martin Endreß und Benjamin Rampp** denken Resilienz theoretisch weiter. In ihrem Beitrag diskutieren sie die theoretische Reichhaltigkeit und mögliche Anschlussstellen des Resilienzbegriffs für die Soziologie des sozialen Wandels. Auf dieser Grundlage

entwickeln sie einen Vorschlag, Resilienz als analytische Kategorie, als spezifische Prozesstypik sozialen Wandels zu konturieren, von der aus sich Momente der Störungsverarbeitung, Selbstregulation und Strukturanpassung aufschließen lassen. **Florian Roth und Tim Prior** wählen dagegen einen stärker empirisch orientierten, historischen Zugang. Am Beispiel der Schweizer Zivilverteidigung, insbesondere dem bis Ende der 1960er Jahre propagierten Konzept der ‚spirituellen Landesverteidigung‘, diskutieren die Autoren die Frage nach politischen und ethischen Grenzen von Resilienzprogrammatischen. Politische Programmatik und Steuerungsversuche, so die Autoren, gehen Hand in Hand und eröffnen damit ein Spannungsfeld zwischen Partizipation, individueller Responsibilisierung und verhaltensökonomischer Manipulation, das Fragen nach der demokratischen Legitimation solcher politischen Steuerungsversuche virulent werden lässt. Das Review von **Myriam Dunn Cavelty** über eine aktuelle Studie, die versucht, das Resilienzkonzept für die Sicherheitsforschung praktikabel zu machen, schließt den Themenschwerpunkt des Heftes ab.